

**Zeitschrift:** Frauezeitig : FRAZ  
**Herausgeber:** Frauenbefreiungsbewegung Zürich  
**Band:** - (1993-1994)  
**Heft:** 45

**Artikel:** Häuslich gegen öffentlich : oder: die fremden Mütter  
**Autor:** Roost Vischer, Lilo  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1054244>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 12.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# HÄUSLICH GEGEN ÖFFENTLICH

## ODER: DIE FREMDEN MÜTTER



Der halböffentliche Hof. Foto: Lilo Roost Vischer.

**Die Übertragung des westlichen Gegensatzes zwischen häuslicher und öffentlicher Sphäre und die damit zusammenhängende Geringschätzung von Mutterschaft führt zu Fehleinschätzungen der Lebensbedingungen von Frauen in der sogenannten Dritten Welt. Anhand von Ergebnissen meiner Forschungen in Westafrika möchte ich dies aufzeigen und Überlegungen zur Situation von Frauen in der Schweiz anfügen.**

Von Lilo Roost Vischer\*

Es ist Zeit für eine neuerliche Standortbestimmung – bald zwanzig Jahre bewege ich mich im engeren oder weiteren Umfeld «der Frauenbewegung», seit zehn Jahren forsche ich über westafrikanische Frauen, seit acht Jahren bin ich Mutter in einer wenig kinderfreundlichen Gesellschaft. Ich will wichtige Erfahrungen und Erkenntnisse aus diesen verschiedenen Bereichen mit-

einander verbinden.

Seit langem und immer wieder beklagen Afrikanerinnen aus zahlreichen Ländern die ihnen zugeschriebene Unterdrückung sowie die westlichen Einteilungen in männliche, folglich prestigegeladene, und weibliche, prestigelose Tätigkeiten. Die nigerianische Ethnologin Ifi Amadiume schreibt, westliche Feministinnen hätten Überlegenheitsphantasien gegenüber afrikanischen und anderen Drittweltfrauen entwickelt. Die Unofrauenkonferenz von 1985 in Nairobi habe klar gezeigt, dass die Prioritäten verschieden gelagert seien. Was Ethnologinnen und westliche Feministinnen über die Machtlosigkeit afrikanischer Frauen sagten, sei nicht korrekt.

Ein zentraler Stolperstein in Einschätzungsversuchen ist die unterschiedliche Haltung gegenüber Mutterschaft. Westliche Feministinnen verbinden Mutterschaft (zu Recht) mit Isolation und Ohnmacht. In den späten 70er Jahren haben vor allem US-amerikanische Feministinnen an der These gearbeitet, dass die Frauen weltweit unterdrückt seien, weil sie aufgrund ihrer Physiologie eine grössere Nähe zur Natur hätten, die ebenfalls ausgebeutet werde – in Anlehnung an Simone de Beauvoir und

Claude Lévi-Strauss. Damit wurden kultur- und schichtspezifische Erfahrungen in die Gleichung Frau = häuslich = Natur und Mann = öffentlich = Kultur gepresst, die weltweit Gültigkeit besitzen sollte. Diese Gleichung hält Forscherinnen bis heute in Atem. Zahlreiche Untersuchungen haben gezeigt, dass die Kategorien dieser Zauberformel nicht universale Gültigkeit besitzen. «Frau» und «Mann» sind keine biologischen Gegebenheiten, sondern kulturelle Konstrukte. Auch die menschliche Physiologie wird kulturell unterschiedlich interpretiert. «Der häusliche Bereich» und «Mutterschaft» müssen aus der Zuordnung zum «Natürlichen», das als bekannt gilt und deshalb nicht weiter erforscht zu werden braucht, herausgelöst werden. Das bedeutet auch, sich zu lösen von der postulierten Universalität der Kernfamilie und der vermeintlich zentralen Bedeutung der Frau-Mann-Beziehung. Durch von westlichen Mustern geprägte universalistische Theorien dualistischer Prägung wurden und werden Frauen Machtbereiche abgesprochen und völlig verzerrte Bilder hergestellt. Problematisch sind nicht nur diese pauschalen Zuordnungen, sondern auch die darin enthaltenen Wertungen.

## Frauenräume in Ouagadougou: Der halböffentliche Hof...

Mein selbstverständlich subjektiv geprägtes Interesse gilt der Verbindung von Mutterschaft und Arbeit im Alltagsleben von Mossifrauen (die Mossi sind die zahlenmässig wichtigste Ethnie in Burkina Faso) in Ouagadougou. Mittels Gesprächen und Interviews, durch Beobachten und grösstmögliche Teilnahme am Alltagsgeschehen sowie durch Lektüre versuche ich, Erkenntnisse zu gewinnen.

Die sozioökonomische Basiseinheit in der Mossigesellschaft ist die Hofgemein-

bei meinem ersten Aufenthalt befremdete, ja fast schockierte. Frauen haben eine engere Beziehung zu ihren eigenen Kindern und zur (leiblichen) Mutter als zum Ehemann. Die Verbindung der Männer zu ihrer Mutter ist ebenfalls stärker als diejenige zur Ehefrau/den Ehefrauen und zumindest emotional wichtiger als die zum Vater.

Die grossfamiliäre Haushaltsstruktur und das weitläufige Verwandtschaftssystem bedeuten einerseits eine starke Normierung und soziale Kontrolle, andererseits Entlastung bei Hausarbeit und Kinderbetreuung. Eine ganze Gruppe von Leuten kümmert sich um die Kinder: Die Grossmütter übernehmen einen Teil der körperlichen Pflege

eine wichtige entlastende Funktion. Bei ökonomischen oder Beziehungsproblemen suchen sie sofort ihre eigenen Eltern, vor allem die Mutter, auf, um dort Hilfe zu holen: Fati, eine junge Frau, die das vierte Kind erwartet, hat wiederholt Streit mit ihrem Ehemann. Sie lässt ihre drei Kinder im Hof des Mannes zurück und geht zu ihrer Mutter. Nach zwei Monaten kehrt sie aufgrund des inständigen Flehens ihres Schwiegervaters zurück, aus Rücksicht auf ihre Kinder, aber gegen den Willen der Mutter. Die Kinder bei einer Mitfrau oder Schwägerin zurückzulassen, gilt als hartes Los für diese. Hingegen sei das Aufgezogenwerden von einer Schwester der eige-



Der öffentliche Markt. Foto: Lilo Roost Vischer.

schaft, die aus einer Brüdergruppe mit deren Frauen, den unverheirateten Kindern, den verheirateten Söhnen sowie deren Frauen und Kindern besteht. Die Kinder gehören zur Verwandtschaftslinie des Vaters. Der älteste der Brüder ist der Gehöftschef, die älteste der Frauen kontrolliert gewisse Angelegenheiten des Hoflebens. Dieses ist geprägt durch Geschlechtertrennung auf ökonomischer und sozialer Ebene und durch eine strikte Altershierarchie. Im städtischen Mossimilieu ist diese grossfamiliäre Haushaltsstruktur häufig anzutreffen. Auch im Zentrum von Ouagadougou leben die Menschen in Höfen, die aus ebenerdigen, einen offenen Innenhof umrahmenden Gebäuden bestehen.

Die jungen Frauen ziehen auch in der Stadt häufig zu der Verwandtschaft ihres Mannes. Sie kommen als Fremde und haben sich der Aufsicht der Schwiegermütter und der älteren Mitfrauen – ein Teil der Männer ist polygam verheiratet – zu unterziehen. Der eigentliche Übergang zum Erwachsenenleben ist nicht die Heirat, sondern die Geburt des ersten Kindes. Die Paarbeziehung ist geprägt durch eine gewisse räumliche und emotionale Distanz. Ich kann mich gut erinnern, wie mich das

der Säuglinge und die Erziehung der Mädchen, der Grossvater diejenige der Knaben. Die Kinder wachsen in einer grossen Schar von Geschwistern (nach unserer Definition sind es leibliche Geschwister, Halbgeschwister, Cousinsen/Cousins, aber auch Nachbarskinder) auf. Sie haben mehrere «Mütter» (die leibliche Mutter, deren Mitfrauen und Schwägerinnen) und «Väter» (den leiblichen Vater und dessen Brüder). Auch die räumlich getrennt lebenden Mutterschwestern werden «Mütter» genannt. Häusliche Arbeit wird aufgeteilt unter den jüngeren Frauen und im Innenhof unter freiem Himmel verrichtet. Die Tage, an denen die Frauen «frei sind», wie sie sagen, nutzen sie für geldeinbringende Tätigkeiten.

Der Hof ist ein halböffentlicher, durchlässiger Raum. Er wird häufig mitbewohnt von ländlichen Verwandten sowie fremden MieterInnen und betreten von Leuten aus der Nachbarschaft und vorbeiziehenden KleinhändlerInnen. Nachmittags sitzen die zu Hause gebliebenen Frauen vor dem Hof auf der Strasse, stellen etwas her, verkaufen Zwischenverpflegung, plaudern.

Für die Alltagsbewältigung der jungen Frauen hat der Kontakt zur Herkunftsfamilie

nen Mutter kein Problem. Es gibt also qualitative Unterschiede zwischen den verschiedenen Mütterkategorien. Forscherinnen haben diese Verbindungen über die mütterliche Seite als «Matrifokalität» bezeichnet, die auch in patrilinearen afrikanischen Gesellschaften wichtig sei. In früheren Untersuchungen wurden die Beziehungen zur Herkunftsfamilie und zur Nachbarschaft in der Regel übersehen, was ein unvollständiges Bild der realen Situation von Frauen ergab.

Funktionärinnen leben zunehmend nicht mehr bei ihrer Schwiegerfamilie, sondern mit Ehemann und Kindern – mehrere Kinder zu haben, ist auch für Frauen in Kaderpositionen eine Selbstverständlichkeit – in eher kleinfamiliären Verhältnissen. Jüngere weibliche Verwandte, die häufig vom Land kommen, und bezahlte Angestellte verrichten die Hausarbeit. Die sozialen und ökonomischen Beziehungen zur Herkunftsfamilie und zur Schwiegerfamilie sind aber immer noch relativ eng. Ich habe zwei Wechsel vom Hof in eine sogenannte Villa miterlebt. Sie fielen vor allem den Kindern sehr schwer, die bei jeder Gelegenheit in den grosselterlichen Hof zurückgingen. Die

# HÄUSLICH GEGEN ÖFFENTLICH

jungen Frauen, beide Lehrerinnen, äusseren ambivalente Gefühle. Sie genossen die grössere Freiheit und beklagten andererseits Isolation. Migrantinnen können in der Regel nicht auf grossfamiliäre Strukturen zurückgreifen. Ihre Lebensbedingungen sind härter als diejenigen eingesessener Gruppen. Entscheidend ist, wie gut sie sich in ethnische Netze und Nachbarschaftsbeziehungen einbinden können.

## ...und der öffentliche Markt

Mossifrauen haben eine lange Tradition ausserhäuslicher Produktivität. Landfrauen bewältigen einen Grossteil der Feldarbeit. Städterinnen sind vor allem im sogenannten informellen Sektor, das heisst im Kleinhandel und Kleingewerbe, tätig. Auch die Männer arbeiten primär in diesem Bereich – abgesehen von der staatlichen Verwaltung gibt es kaum Lohnarbeitsmöglichkeiten.

Der Markt ist das soziale Zentrum des ländlichen Lebens. Er spielt auch in der Stadt eine wesentliche Rolle und ist ein von Frauen dominierter öffentlicher Raum. Die Mehrzahl der Anbietenden und praktisch alle Kaufenden sind Frauen. Beim Marktgang und bei den zahlreichen Strassenverkäuferinnen erfährt man die aktuellen Geschehnisse. Kommunikation und kontinuierliche Beziehungen sind auch in der ausserhäuslichen Arbeitswelt wichtig.

Der Traum der jungen Frauen besteht darin, in die grossen Küstenstädte zu fahren, Stoffe, Fertigungskleider, Schuhe und Kosmetika einzukaufen, um diese Produkte in Ouagadougou abzusetzen. Der Traum der älteren Frauen verrät deren ländliche Herkunft: Sie wollen selbst Gemüse anbauen, um dieses zu verkaufen. Interessant ist, dass auch höhere Staatsangestellte mit dem Handeln liebäugeln. Eine erfolgreiche Händlerin zu sein, ist ein hochbesetztes Ziel. Vorbilder sind die «Nana Benz», die reichen Stoffhändlerinnen der Küstenländer, die einen Mercedes fahren. Die informellen Arbeitsstrukturen ermöglichen eine bessere Integration der sozialen Aufgaben und Kontakte von Frauen, Arbeit und Freizeit sind kaum getrennt. Diese Merkmale sind auch für die Männer wichtig. Die Realität der meisten Kleinhändlerinnen besteht allerdings darin, mit einer infolge der Verstärkerprozesse täglich wachsenden Konkurrenz und sinkenden Einnahmen fertigzuwerden.

Die oben skizzierten häuslichen Strukturen ermöglichen und bedingen die ausserhäuslichen Tätigkeiten der Frauen. «Eine gute Mutter muss sich zu helfen wissen für ihre Kinder (d. h. Geld verdienen). Wenn sie zu Hause sitzt, kann es nicht gehen», er-

klärt meine Freundin Rakieta. Damit es zu Hause läuft, muss der Markt funktionieren. Ist ein Kind hingegen krank, sollte die Mutter zu Hause bleiben, so lautet die Norm.

Mütter werden bei der Kinderbetreuung zu einem starken Mass entlastet. Es handelt sich eher um «soziale» als um «individuelle» Mutterschaft. Gleichzeitig werden die (leiblichen) Mütter sehr geschätzt, und zwar von Töchtern und Söhnen. Sowohl Mutterschaft als auch weibliche Arbeit sind kulturell hoch bewertet. Das sind meiner Ansicht nach zwei wichtige Gründe für das selbstbewusste Auftreten von Westafrikanerinnen, das uns immer wieder erstaunt, angesichts von Polygamie und Klitorisbeschneidung. Konflikte entstehen nicht durch den Gegensatz von Mutterschaft und gesellschaftlichem Leben oder Häuslichkeit und Öffentlichkeit, sondern eher durch die Heiratsordnung, die Spannungen zwischen Herkunfts- und Schwiegerfamilie der jungen Frauen. Es sind Konflikte zwischen Deszendenz und Allianz. Da die Frauen bei der Heirat den Wohnort wechseln müssen, werden sie stärker damit konfrontiert als die Männer.

Frauen in Burkina ringen nicht um die Anerkennung ihrer Leistungen, sie müssen auch nicht ewig jung und puppengleich sein. Sie kämpfen eher gegen Beschneidung, gegen Polygamie und für Arbeitsentlastung. Und infolge der sich ständig verschlechternden wirtschaftlichen Bedingungen immer mehr für das tägliche Überleben ihrer Kinder.

## Gegen dualistische Aufspaltungen

Ich diskutiere mit den Frauen in Ouagadougou, wir befragen uns gegenseitig und tauschen aus. Manchmal mische ich mich auch ein, wenn ich zum Beispiel eine Freundin dazu ermutige, ihre Töchter nicht beschneiden zu lassen – was ich früher nicht wagte. Aber verändern und aktiv eingreifen will ich hier in der Schweiz. Die vertiefte Auseinandersetzung mit fremden Kulturen schärft den Blick auf die eigene Gesellschaft und schafft Raum für Veränderungen.

Die hierarchische Gegenüberstellung von Häuslichkeit und Öffentlichkeit ist ein Problem unserer Gesellschaft. Die Familie, und damit Hausarbeit und Kinderbetreuung, steht im Gegensatz zur «eigentlichen» und «bedeutsamen» Arbeitswelt, zu Politik und «Kultur». Bei uns werden sowohl Frauenarbeit (Haus- und Lohnarbeit) als auch Mutterschaft gesellschaftlich abgewertet. Frauen gelangen nur in männlich definierten Bereichen zu Prestige. Das Abseitsstehen von Hausfrauen/Müttern und Kindern hat eher zu- als abgenommen. Es scheinen immer noch recht wenig Leute begriffen zu haben, dass die Verantwortung für die folgende Generation nicht eine Privatangelegenheit von Müttern ist. Das beinhaltet für mich nicht nur Einbeziehung von Vätern und Delegation an den Staat, sondern auch Aufbau von Verwandtschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen und Selbsthilfegruppen. Dadurch wird die Privatheit und Isolation kleinfamiliärer Lebensweise aufgehoben.

Wir müssen sowohl «männliche» Räume betreten und diese verändern als auch «weibliche» Bereiche anders gestalten und deren Wertlosigkeit bekämpfen. Weder die negative Besetzung von Generativität (ein sehr brauchbarer Ausdruck von Marina Gamaroff) noch die Idealisierung von Mutterschaft bringen uns weiter – wobei ich die vorschnellen Vorwürfe in diese Richtung und den raschen Griff zum Wort «Faschismus» äusserst bedenklich finde. Auch in der Frauenbewegung ist dieses hierarchische Entwederoder, das Schubladisieren und Etikettieren, weit verbreitet. Mütter gegen Nichtmütter, Kinder oder Beruf, Egalitätsfeministinnen versus Differenzfeministinnen und Projektfrauen gegen Theoretikerinnen. Problematisch ist auch der Versuch, biologistische Erklärungsmuster durch einen ungebrochenen Kulturalismus zu ersetzen. «Kopfmauern» (Christina Thürmer-Rohr) werden nicht abgerissen, indem westliche Frauen pauschal den Status von Mittägern erhalten und die Frauen des Südens und des Ostens in einem Nebensatz ebenso pauschal erneut zu Opfern gemacht werden. Der Versuch, dualistisches Denken zu überwinden und vermeintliche Gegensätze zusammenzubringen, kratzt allerdings am Fundament unserer Kultur. Ein Sowohlalsauch-Denken sollte nicht Phantasien von unbegrenzten Möglichkeiten verfallen und zu einem Alles-undnichts verkommen. Es bedeutet auch nicht, dass wir alle gleich und blindlings solidarisch sind. Frauen hüben und drüben sollen sich als Subjekte mit gewissen Handlungsmöglichkeiten darstellen und als solche wahrgenommen werden. Differenzierte Analysen statt universalistische Spekulationen ermöglichen erst Vergleiche und Solidarität. Und daran halte ich fest.

*Literatur über die Geschichte feministischer Ethnologie: Moore, Henrietta. Mensch und Frau sein. Perspektiven einer feministischen Anthropologie. Gütersloh 1990, Gütersloher Taschenbücher/Siebenstern. (Die deutsche Übersetzung ist allerdings nicht immer ganz geglückt. Vor allem die Titel und Zwischentitel sind reichlich reisserisch.)*

*Lilo Roost Vischer ist Assistentin am Ethnologischen Seminar Basel.*